

Zeitschrift: Badener Neujahrsblätter

Herausgeber: Literarische Gesellschaft Baden; Vereinigung für Heimatkunde des Bezirks Baden

Band: 73 (1998)

Artikel: "Futter und Faden bei Domb, in Baden"

Autor: Domb, Mosi / Egli, Jeannette / Baldinger, Astrid

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-324579>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Futter und Faden bei Domb, in Baden»

Interview mit Mosi Domb, von Jeannette Egli und Astrid Baldinger

Das folgende Interview entstand im Rahmen eines «oral history»-Projekts, das 1997 am Historischen Museum Baden gestartet wurde. Ziel des Projekts ist es in einer ersten Phase, dem alltäglichen Leben in der Zeit der dreissiger Jahre und des Zweiten Weltkriegs auf die Spur zu kommen. Dabei ist auch das Leben der Juden in Baden ein Thema. Die Interviewserie soll 1998 ausgewertet und in einem Buch zusammengefasst werden.

Am 11. Juli 1915 bin ich in Zürich zur Welt gekommen. Als ich vier Jahre alt war, kauften meine Eltern in Ennetbaden das Winzerhaus. Das Haus war früher eine Wirtschaft, das «Rössli». Wir hatten einen grossen Garten mit einem Hühnerstall, Stachelbeeren, Birnbäumen und sieben mächtigen, grossen Tannen. Mit sechs Geschwistern wuchs ich da auf. Ich war der Drittjüngste.

Zeit und Geld waren knapp bemessen

1931 bis 1934 absolvierte ich eine kaufmännische Lehre in einem jüdischen Engros-geschäft in Zürich. Im ersten Lehrjahr verdiente ich vierzig Franken, im zweiten Lehrjahr sechzig und im dritten achtzig Franken. Da es für mich finanziell nicht in Frage kam, das Mittagessen in Zürich einzunehmen, pendelte ich jeden Tag zweimal von Ennetbaden nach Zürich. Dies war aber mit einem riesigen Stress verbunden. Punkt zwölf Uhr hetzte ich vom Geschäft auf den Zug, sprang am Bahnhof auf mein Velo, flitzte nach Ennetbaden, da eine halbe Stunde später der Zug wieder nach Zürich fuhr. Zeit und Geld waren in diesen Jahren knapp bemessen. Mein Vater war bereits 1924 gestorben, und es gab damals noch keine Witwen-rente. Der älteste Bruder musste also sowohl die Pflichten des Vaters als auch dessen Geschäft, Futterstoffe en gros, übernehmen und war in diesem Zusammen-hang häufig auf der «Reise». Er belieferte Schneider und Konfektionsgeschäfte. Der Geschäftsslogan hiess übrigens: «Futter und Faden bei Domb, in Baden». Pro Woche gab der Bruder meiner Mutter zwanzig Franken Haushaltsgeld.

Damals lebte man noch viel mehr auf der Strasse als heute

Während der dreissiger Jahre hiess es, den Gürtel nochmals enger zu schnallen. Als Lehrling verdiente ich ja sehr wenig, zumal das Zugsabonnement allein schon die Hälfte meines Lehrlingslohnes verschlang. Koscheres Fleisch stand nur noch ganz selten auf dem Menuplan. Leisteten wir uns welches, so bezogen wir es aus Zürich. Auch in Baden gab es koscheres Fleisch. Am Theaterplatz war im gleichen Raum auf der einen Seite die christliche Metzgerei eingerichtet, und auf der anderen konnte man geschächtetes Fleisch kaufen.

Nicht nur wir waren arm, während der Wirtschaftskrise gab es bei der BBC enorm viele Entlassungen. Ich kann mich erinnern, wie ich abends jeweils zur Barriere spazierte, um mir den Anblick des nach Hause radelnden Arbeiterstroms, welcher sich täglich an der heruntergelassenen Schranke staute, nicht entgehen zu lassen.

Auch Leichenzüge, die sich in die Richtung des jüdischen oder christlichen Friedhofs bewegten, gehörten zu den begehrten Attraktionen, welche eine grosse Anzahl Schaulustiger anzogen. Damals lebte man noch viel mehr auf der Strasse als heute.

Jugend im Kurort Ennetbaden

Weil unsere Familie, wie erwähnt, nicht reich war, war es selbstverständlich, dass alle, die Schwestern inbegriffen, einen Beruf erlernen würden. Die eine meiner Schwestern lernte Schneiderin, die andere machte wie ich eine kaufmännische Lehre und half dem Bruder nach dem Tod meines Vaters im Geschäft.

In Ennetbaden waren wir mit den Wylers, die an der gleichen Strasse wie wir wohnten, die einzige jüdische Familie. In der Schule fühlte ich mich deswegen aber nicht schikaniert. Zu meinen Klassenkameraden habe ich noch heute ein gutes Verhältnis. Leider hatten wir aber einen bösen Lehrer, der uns häufig schlug. Da ich als Schüler bei Streichen immer wieder mit von der Partie war und es mit dem elften Gebot: «Du sollst dich nicht erwischen lassen» nicht immer klappte, fing ich oft einen «Hosenspanner» oder einen «Tatzen» ein. Zudem war ich kein besonders fleissiger und guter Schüler.

Unser besonderer Stolz galt den sechs Badehotels: dem «Jura», dem «Schwanen», dem «Sternen», dem «Hirschen», dem «National» und dem «Adler». Leider haben die Behörden nichts gegen deren Verfall unternommen. Zur Zeit ihrer Blüte und sogar noch während der dreissiger Jahre wimmelte es nur so von ausländischen Kurgästen. Warum man sich nach dem Krieg nicht für den Badetourismus in Ennetbaden eingesetzt hat, verstehe ich nicht. Heute existiert nur noch der «Hirschen». Das Gebäude ist aber in einem jämmerlichen Zustand!

Die Synagoge war jeden Sabbat gestossen voll

Im Gegensatz zu heute lebten damals in Baden noch viele Juden. Die meisten wohnten an der Zürcherstrasse. Als Folge der jüdischen Emanzipation siedelten viele jüdische Familien von Endingen nach Baden um. Unsere Familie hingegen stammt aus Polen. Wir sprachen aber Schwizertütsch miteinander. In Baden hatten wir damals eine neue, prächtige Synagoge, welche jeden Sabbat gestossen voll war. Nach dem 13. Geburtstag durfte auch ich am Gottesdienst teilnehmen. Anschliessend spazierte man hungrig nach Hause zum ersehnten Mittagessen, welches die Mutter bereits am Vortag zubereitet hatte. Da sie sehr religiös war, war es uns Kindern strengstens untersagt, vor dem Beten zu essen. Erwischte Mama uns vor dem Gebet beim Naschen, wurde sie sehr zornig. Nach dem feinen Festessen hielten wir ein Mittagsschlafchen. Im Sommer sass ich nachmittags zuweilen im Kurgarten, wo ich alte Bekannte aus der jüdischen Gemeinde traf. Man tauschte unter den schattigen Bäumen Neuigkeiten aus, das war schön.

Mein Freundeskreis beschränkte sich aber nie ausschliesslich auf Juden. Ich habe auch christliche Bekannte. Ich bin nicht so extrem fromm wie beispielsweise meine Mutter. Dennoch bin ich auch heute noch praktizierend, das heisst, ich lebe koscher und halte die jüdischen Feiertage ein. Noch heute setze ich – sobald ich meine Wohnung betreten habe – automatisch das Käppchen auf. Es geht darum, nicht mit entblösstem Haupt vor Gott stehen zu müssen. Ich denke jedoch, dass dieser mir liebe jüdische Brauch gar nicht so alt ist, wie man gewöhnlich anzunehmen pflegt.

Früher war es schwierig, eine Stelle zu finden, wo man samstags freibekam. Viele jüdische Bekannte waren unter anderem auch deshalb im Handel oder auf einer Bank tätig, weil das ihnen das Einhalten des Sabbats ermöglichte. Ich meinerseits beschloss, mich nach der Lehre selbstständig zu machen und wie mein Bruder auf «Reise» zu gehen. So war ich mein Herr und Meister und konnte samstags freinehmen.

Auf «Reise» gehen

Trotz der Tatsache, dass ich ein schlechter Schüler war, gelang es mir – wie angetönt – nach der Lehre selbst ein Engrossgeschäft aufzuziehen, welches ich mit meiner Frau leitete. In Saus und Braus lebten wir nicht, aber zu essen hatten wir genug. Meine Frau lernte ich in Baden kennen. Sie war die Freundin meiner Schwester und kam aus Wettingen. Da wohnten wir auch, als wir heirateten, zwanzig Jahre lang. Anno 1961 zügelten wir nach Zürich in den Kreis 4, wo ich heute noch lebe. Leider starb meine Frau 1988. Ich habe zwei Söhne, beide wohnen im Baselbiet. Der eine ist Chemiker, der andere Arzt, worauf ich sehr stolz bin.

Ab 1941 handelte ich mit Textilwaren und belieferte Detailgeschäfte mit Herren- und Damenunterwäsche und Pullovern. Mit sieben vollgepackten Koffern reiste ich überall in der Schweiz herum, bis ins Wallis. Bereits im März war ich mit der Winterkollektion unterwegs und im Oktober, November schon für den Sommer. Nur freitags war ich nicht auf der Reise, dann habe ich zu Hause gepackt. Einen speziellen Auftrag erhielt ich Mitte der vierziger Jahre von einer Firma in Basel: Lieferung einer grösseren Anzahl von Polohemden nach Ghana. Daheim musste ich denn alles in grosse Kisten verpacken, englisch anschreiben – obwohl ich kein Wort Englisch verstehe – und per Frachtgut fortschicken. Erst nach dem Krieg kaufte ich ein Auto, einen Volvo. Bisher musste ich nämlich die Koffer auf das Velo binden und dieses mit der Bahn spedieren, was sehr beschwerlich war. Zumal ich ständig meinen «Reiseradius» ausdehnen musste, da ich es mit einer ausserordentlich grossen Konkurrenz zu tun hatte. Ich bin sicher, dass heute siebzig Prozent meiner Geschäfte nicht mehr existieren. Ausserdem sind viele der Webereien und Textilfabriken Konkurs gegangen, woher ich meine meterweisen Stoffbahnen bezog. Daraus liess ich bei Arzo im Tessin, in einer kleinen Fabrik, Herrenhemden anfertigen. Zu Beginn verlangte ich, dass sie mir die Resten zurückschicken sollten. Doch es kam dann so heraus, dass die Näherinnen auf sechzig Meter Stoff garantiert Stoff für zwei Hemden zu ihren Gunsten abnahmen. Wahrscheinlich wurden diese dann weiterverkauft. Nur ein einziges Mal bekam ich den Restposten zurück mit dem Aufdruck «was übrig bleibt, gehört Ihnen».

Antisemitismus mit Glacéhandschuhen

Auch in Baden gab es damals Antisemiten. Man ging ihnen eher aus dem Weg, verhielt sich höflich und hoffte, sie möglichst nicht zu provozieren.

Da war zum Beispiel ein Metzger in Baden, welcher seine Judenfeindlichkeit mit Glacéhandschuhen, das heisst hinterrücks, auslebte. Auch im Zivilschutz, dem ich aus gesundheitlichen Gründen zugeteilt worden war, gab es dann und wann Beispiele für diese sogenannt zivilisierte jüdischen Diskriminierung schweizerischer Prägung: Ein fröntlerfreundlicher Zivilschützer, der immer wieder mit antisemitischen Sprüchen aufwartete, klopfte mir eines Tages auf die Schultern und sagte: «Weisst Mosi, dich meine ich nicht.» Nicht mir, sondern dem «anderen Juden» galt seine Judenfeindlichkeit. Solche Aussagen gibt es auch heute. Dazu kommt, dass in den Medien immer noch, wenn ein Jude ein Verbrechen begeht, explizit darauf hingewiesen wird, dass er jüdisch ist. Wird jemals bei einem christlichen Verbrecher erwähnt, ob er protestantisch oder katholisch ist?

Schon als Lehrling interessierte ich mich für Politik. Da wir kein Radio besasssen, informierte ich mich aus den Zeitungen. Bereits Mitte der dreissiger Jahre

haben einige Juden Baden verlassen und sind nach Montreux geflohen, weil sie vor dem Einmarsch Hitlers Angst hatten. Den Christlichen hätten die Deutschen ja nichts gemacht, wir Juden hätten aber mit Deportationen rechnen müssen. Auch ich hatte Angst, blieb jedoch aus Vertrauen zu unserem General.

Anfang der dreissiger Jahre habe ich erstmals persönliche Erfahrung mit dem Nationalsozialismus gemacht. 1930 bis 1931, vor meiner Lehre also, absolvierte ich eine jüdische Präparandum-Bürgerschule in einem kleinen süddeutschen Dorf. Da gab es zwar keinen Bahnhof, dafür ein Schloss mit Baronin. In dieser ländlichen Idylle lief schon damals der Schneider in einer SA-Uniform herum, das werde ich nie vergessen.

Ende der dreissiger Jahre trat der jüdische Kultusverein zunehmend in Aktion. Für die jüdische Flüchtlingshilfe zahlte der Bund ja keinen roten Rappen, was man durchaus auch als «Antisemitismus mit Glacéhandschuhen» bezeichnen könnte. Wir Juden mussten für die Flüchtlinge selbst aufkommen. Im August 1942 liess Heinrich Rothmund, Chef der eidgenössischen Polizeiabteilung, trotz Kenntnis der «Endlösung» die Grenzen der Schweiz vollständig schliessen: «Flüchtlinge nur aus Rassengründen, zum Beispiel Juden, gelten nicht als politische Flüchtlinge.» Erst nach Protesten aus der Bevölkerung wurde die Sperre in den folgenden Wochen wieder leicht gelockert.

Die schwierige Zeit hat die Menschen einander näher gebracht

Nach dem Aufruf, dass man ein Flüchtlingskind aufnehmen solle, entschied sich meine Frau, ein jüdisches Mädchen aus Wien, die Vera Goldfinger, in die Familie zu nehmen.

Das Schicksal wollte es, dass der Bruder meiner Frau, der frisch von einer Auslandreise nach Wettingen zurückgekehrt war, sich in diese Vera verliebte. Gemeinsam flüchtete das junge Paar nach Frankreich, heiratete dort und setzte ein paar Jahre später nach Amerika über. Mittlerweile ist der Bruder meiner Frau auch gestorben. Der Kontakt zu Vera ist aber nie abgebrochen, erst kürzlich habe ich einen sechseitigen Brief von ihr erhalten.

Blicke ich auf diese Jahre vor und während des Zweiten Weltkrieges zurück, so möchte ich diese wirtschaftlich und politisch schwierige Zeit trotz Armut nicht mehr missen, denn sie hat die Menschen einander näher gebracht.

Der Finanzplatz Schweiz im Zweiten Weltkrieg

Endlich haben die Schweizer Banken begonnen, aktiv nach den nachrichtenlosen Vermögen von Holocaustopfern zu forschen. Mich überrascht keine einzige der Schlagzeilen, die seither durch die Medien flimmern.

Die Schweiz im Zweiten Weltkrieg, sie war wohl nicht besser und nicht schlechter als alle anderen europäischen Staaten, die überrannten wie die verschonten. Den Herrn d'Amato, den ich nicht mag, brauche ich für diese Einsicht nicht. Vor allem nachdenklich stimmt mich, dass ohne die Intervention und den Druck Amerikas die Schweizer Banken das Raubgold aus Deutschland stillschweigend für sich behalten hätten. Es ist höchste Zeit, dass die Recherchen und Diskussionen darum im Gang sind.